

strophen in den Provinzen (vgl. 216f.). Auch Gesandtschaften spielten eine Rolle (vgl. 213f.), denen wohl aber eine „Mehrfachfunktion“ (220) zukam, da sie sowohl eine Art „Meldefunktion“ als auch den Dank für den Kaiser und dessen Hilfe vorzubereiten und auch durchzuführen hatten. So konnte der *princeps* Ehrentitel erhalten oder die betroffene Stadt wurde nach ihm benannt. Auch Kalenderreformen, Neokorien oder Monumentalbauten sind belegt (vor allem 221-223).

Die „strukturhistorische Analyse“ beschließen ein Kapitel zur Frage „Musste der Kaiser helfen?“ (227-239), die bejaht wird, sowie ein Abschnitt, in dem die Provinzen als weitere Akzeptanzgruppe herausgearbeitet werden (239-244). Im abschließenden Fazit (245-248) sowie in der Zusammenfassung (249f.) kommt es (zwangsläufig) zu Doppelungen und Redundanzen. Bemerkungen zum Erdbeben auf Rhodos um 227 v. Chr. (253-260) bilden neben der bereits erwähnten Liste zu den Umweltkatastrophen von 31 v. Chr. bis 192 n. Chr. den Anhang. Zum Ende der Arbeit folgen nach dem Literaturverzeichnis noch die beiden sinnvollen Register von Personen (311-313) und von Orten (314-317).

Das Buch ist insgesamt gut und flüssig zu lesen. Sprachliche Ungereimtheiten (u. a. 55: Tiberüberschwemmung; 94; 186) fallen nicht ins Gewicht. Wer sich nun also über Umweltkatastrophen in der Zeit des Prinzipats und die damit verbundene Rolle des Kaisers informieren will, ist mit diesem Buch neben den Monographien von Holger Sonnabend³ gut beraten.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. u. a. Flaig, E. (1992): Den Kaiser herausfordern, Die Usurpation im Römischen Reich, Frankfurt / New York.

- 2) Virlovvet, C. (1985): *Famines et émeutes à Rome des origines de la république à la mort de Néron*, Paris / Rom.
- 3) Vgl. etwa beispielhaft Sonnabend, H. (2013): *Katastrophen in der Antike*, Darmstadt / Mainz.

MICHAEL MAUSE

Grandazzi, A. (2019): Urbs. Roms Weg zur Weltmetropole, wbg Philipp von Zabern, Darmstadt. 720 S., EUR 80,- (ISBN: 978-3-8053-5215-4).

Ein grandioses Werk von Alexandre Grandazzi (geb. 1957), dem bekannten französischen Althistoriker. „Er lehrt als Professor an der Sorbonne und ist Spezialist für Roms Stadtgeschichte.“ (hintere Umschlagklappe, Innenseite, mit Foto des Autors)

„Wie wird ein unbedeutendes Örtchen, das aus Stroh- und Lehmhütten besteht, zu einer Weltstadt? Wie wird aus einem kleinen Dorf das Zentrum eines Weltreichs?“ So wird auf der Außenseite der hinteren Umschlagklappe gefragt. Wie das geschah und geschehen konnte, will Gr. erzählen, wie das der französischen Geschichtsschreibung entspricht. Dabei soll die Geschichte der Stadt Rom erzählt werden, „und nur die ihre, [...]“ (9). Zentral sind die Gebäude innerhalb der Stadt, dabei immer wieder die Tempel, was dem „religiösen Konservatismus“ der Römer (123) entsprach; die Götter wurden von ihnen aber auch „gleichsam als höchste Staatsbeamte im Rang der Unsterblichkeit gesehen.“ (176). Der Autor schreibt nicht über das, „was außerhalb der Stadtmauern liegt.“ (14) Und eine „weitere bewusste Einschränkung betrifft Privatgebäude: [...]“ (ebd.). Dabei geht es aber nicht um eine bloße Architekturgeschichte, sondern Gr. will zeigen, wie sich die Macht dieser Stadt „unablässig durch Bauten zu manifestieren sucht, [...]“ (15), die gemeinsam „eine Art großer Bühne“ (ebd.) bilden. Die Bauten vermittelten eine „für zeitgenössische

Betrachter unmissverständliche Botschaft. Und diese Botschaft gilt es nun in einer Form urbaner Semiotik zu entschlüsseln, [...]“ (16). Dies soll durch die Archäologie geschehen, aber auch durch literarische Quellen, „die hier in hohem Maße herangezogen werden.“ (ebd.) Bauten wurden nicht „einfach so“ errichtet, wie es die „traditionelle These“ (425) nahelegt, sondern immer an bestimmten Plätzen, in einem bestimmten politischen und sozialen Kontext, mit einer bestimmten Aussageabsicht und mit einem bestimmten Adressatenbezug, wobei es immer auch um „die Kontrolle über den öffentlichen Raum in der Stadt“ (430) ging. Gleichzeitig artikulierte die entstehende Stadt schon früh „einen gleichermaßen unerbittlichen wie assimilierenden Imperialismus [...]“ (18), und die Römer haben „Jahrhundert um Jahrhundert, Krieg um Krieg, Monument um Monument [...] den Fortschritt ihrer Eroberungen in den öffentlichen Raum ihrer Stadt eingeschrieben, der so zu einer Art steinernem Denkmal wurde, von dem sie ihre Geschichte ablesen und vor dem sie eine kollektive Identität zelebrieren konnten, die gleichermaßen auf Eroberung wie auf Assimilation beruht“ (15/16).

Sein Begriff von Geschichte hat zum Inhalt, dass er den Blick auf den Ursprung der Stadt lenken will. Die Erzählung kommt mit der Herrschaft des Augustus an ihr Ende, als der „gigantische Umbau der *Urbs* im Wesentlichen das Antlitz verliehen [hat], das sie bis ans Ende des Kaiserreichs behalten sollte, [...]“ (626). So kommen dann auch all die Bauten nach der Zeit von Augustus in diesem Buch nicht vor. Alles Entscheidende ist schon vorher geschehen, so auch der Übergang zur wichtigsten Stadt der damaligen Welt, den Gr. schon nach dem Ende des 2. Punischen Krieges ansetzt. Der dritte Hauptteil des Buches widmet sich unter der

Überschrift „Metropolis: Die Weltstadt“ (391) mit 5 Kapiteln den zwei Jahrhunderten bis Augustus (393 bis 627). (Die beiden anderen Hauptteile sind: „Regnum: Die Königstadt“, 31 bis 162 mit 7 Kapiteln, und „Civitas: Die freie Stadt“, 165 bis 389 mit 10 Kapiteln).

„41°54′ nördlicher Breite und 12°29′ östlicher Länge [...]“ (20). Das sind die Koordinaten des Orts, „an dem diese ganze Geschichte ihren Anfang nahm [...]“ (9). Diese Stelle hat auf Grund bestimmter Voraussetzungen und Gegebenheiten das „Potenzial“ (28), dass Rom „genau dort und nicht anderswo“ (ebd.) entstehen konnte und musste. Dabei spielt die Geologie eine entscheidende Rolle, genauer noch die Topographie. „Natürlich erklärt die Geologie nicht die Geschichte, sie bereitet ihr lediglich den Boden, doch das ist schon viel wert“ (19).

Die geologische und topographischen „Voraussetzungen für die Geschichte der Menschen“ (27) waren: „ein mächtiger Wasserlauf [...], eine Insel, die seine Überquerung ermöglicht, zwei [...] Anhöhen, zwei [...] Hügelssysteme mit einer zentralen Niederung in der Mitte, [...] Quellen, der Kontrast zum nördlichen Flussufer [...], Zugang zum nahen Meer [...], [...] auch die Notwendigkeit, erhebliche Umgestaltungen vorzunehmen, ohne die ein solcher Ort nicht dauerhaft bewohnbar wäre.“ (ebd.) Auch die für das Entstehen, Wachsen und Sich-Wandeln der *Urbs* notwendigen Materialien „waren bereits vorhanden“ (ebd.). Dazu gehörten neben Sand und Kies auch Lehm „für Dach- und Mauerziegel“ (ebd.), Tuffgestein, Lava und vor allem die vulkanischen Sande, ohne die die Römer „niemals den Zement [hätten] erfinden können, dessen Einführung zu Zeiten des Kaiserreichs eine regelrechte Revolution in der Baukunst bedeuten sollte“ (ebd.).

Natürlich wurde Rom auch nicht plötzlich an einem Tag gegründet, sondern dort, wo diese Stadt lag, die Gr. durchweg als *Urbs* bezeichnet, wobei er darauf hinweist, dass dieses Wort in der Antike fast immer nur für Rom verwendet wurde („*Urbs* ist ein Quasi-Eigenname, [...]“, 63), lebten schon viele Jahre vorher Menschen. Schon im 15. Jh v. u. Z. begann der Ort „sein Potenzial voll zu entfalten“ (33), ein Jahrhundert später „wurden die Höhen des Kapitols erstmals von Menschenhand verändert.“ (ebd.) Schon für das 9. Jh. lässt sich die Zahl der Menschen „insgesamt auf einige Tausend schätzen.“ (46) Um die Mitte des 8. Jh. erfolgte die Gründung der *Urbs*, wobei das berühmte Datum 753 v. Chr. kein einziges Mal im Buch auftaucht. Zu dieser Zeit gab es die „erste Umfassungsmauer des Palatins“ (645), und am Tag der Gründung beschränkte sich Rom „noch ausschließlich auf den Palatin, und der Palatin allein bildete ganz Rom.“ (61) Schon ab dem Ende des 10. Jhs. hatte sich der Palatin „zum wahren Herzen des Areals“ (42) entwickelt. Und der Palatin ist bis in die Kaiserzeit hinein immer der wichtigste Hügel Roms gewesen. Schließlich lebten eines Tages die Herrscher des Kaiserreichs genau dort, „wo tausend Jahre zuvor ein Fürst der beginnenden Eisenzeit begraben worden war“ (43).

Die Gründung der Stadt ist „in erster Linie religiöser und symbolischer Natur“ (70) gewesen. „Gründen bedeutet, gründen zu wollen.“ (ebd.) Und diese Gründung war ein bewusster Akt, in dessen Zusammenhang auch die Wortgeschichte von *urbs* gehört. *Urbem condere* bedeutet so viel wie „einen Umkreis abstecken“ oder ‚einen Kreis ziehen‘, ...“ (63), womit auch die Verwandtschaft von *urbs* und *orbis* klar wird. Das Wort gehört in die Sprache des Ackerbaus, indem es mit *urvum/urbum* = die Krümmung des Pflugs, sowie mit *urvare/urbare* = den Pflug

herumziehen verwandt ist. Die *Urbs* war also zunächst eine Abgrenzung, ein Kreis, verkörpert durch eine Furche, die mit einem Pflug in den Boden gezeichnet worden war. Das erste Pflügen war grundlegend, es war „die Erschaffung einer menschlichen Gemeinschaft, und in dieser Hinsicht war die gezogene Furche im wahrsten Sinne des Wortes fundamental: *sulcus primigenius*, allererste Furche oder Urfurche, [...]“ (56). Natürlich ist es von vornherein nicht möglich, in einer vom Umfang her sehr begrenzten Rezension den Reichtum des hier besprochenen Buches auch nur annähernd wiederzugeben, weshalb ich mich auf einige Stationen beschränken muss. Früh, etwa gleichzeitig mit den Geschehnissen rund um den Palatin, wurde auch schon das Gelände zwischen den Hügeln, das spätere Forum, entwickelt, was die konkrete Umsetzung des „gemeinsamen Willens zu Versöhnung und Einheit“ (78) nach den Auseinandersetzungen mit den Sabinern bedeutete, was zur „Zwillingsstadt“ (*urbs geminata*) (92) von Latinern und Sabinern führte. Später trugen Phönizier, Griechen und Etrusker „ihren Teil zur Erfindung der Stadt bei, ...“ (94). Um 630 wurde die *Urbs* „zur ‚Stadt der ersten Brücke““ (111), was neue Möglichkeiten ermöglichte. Um 600 gab es „die ersten Anzeichen für eine Monumentalisierung von Orten, ...“ (161), als die Römer zum ersten Mal einen Tempel erblickten, was ihren „kulturellen Kosmopolitismus“ (126) veranschaulichte, denn Rom nahm „von überallher Einflüsse“ (ebd.) auf. „Die Ära der Tempel“ (so die Überschrift zu Kap.14 auf S. 293) begann mit dem Ende der Samnitenkriege um etwa 290 v. Chr. Die neuen Tempel schrieben Roms „Berufung zum Sieg und zur Herrschaft dem städtischen Raum und dem kollektiven Gedächtnis ein“ (297). Im Jahre 338 zeigte die Säule des Maenius zum

ersten Mal „die Bedeutung des Einzelnen“ (253) und damit einen „Mentalitätswandel“ (ebd.). Auch der Gegensatz zwischen Patriziern und Plebejern fand seinen Ausdruck in den Bauten, indem im Zuge der Ständekämpfe der ursprünglichen „kapitolinischen Trias Jupiter, Juno und Minerva ... nunmehr die neue Trias Ceres, Liber und Libera gegenüber“ (193) stand. Hafengebiet und Viehmarkt wurden gleichsam „das zweite Zentrum der Stadt.“ (192). Später wurde der Aventin zu jenem Raum, „in dem sich die Plebs zu Hause fühlte, ...“ (350). Mit dem Bau des Tempels der Kybele, der ‚Großen Göttermutter‘, und ihrer Aufnahme in der Stadt gegen Ende des 2. Punischen Krieges richtete die Urbs „unverblümt und entschlossen ihren Blick auf die Gebiete östlich des derzeitigen römischen Herrschaftsbereichs.“ (386/7) Dies war, so Gr., „eine von Aristokraten gesteuerte konservative Revolution, [...]“ (387). Seit dem Beginn des 1. Punischen Krieges zeigte die *Urbs* ihren schon von Anfang an angelegten Imperialismus, den Gr. als aggressiv und unersättlich (s. 324) bezeichnet. Rom hatte sich „gänzlich dem Projekt der permanenten Expansion verschrieben [...]“ (369). Zwar wurde wenige Jahre nach dem Sieg über Karthago der Triumphbogen in Rom eingeführt (s. 398), allerdings lag aber der Schwerpunkt dann erst einmal auf der Infrastruktur, damit die *Urbs* ihrem „Anspruch als Zentrum der zivilisierten Welt gerecht“ (394) werden konnte.

Mit dem Auftreten immer mächtiger werdender Einzelner in der Endphase der Republik wurde der schon vorher vorhandene Baukrieg (s. Kap. 19: „Vom Baukrieg zum Bürgerkrieg“, 427ff.) immer intensiver. Er verlief jetzt zwischen zwei Lagern: zunächst Sulla gegen Marius, dann Caesar gegen Pompeius. „Damit lag die Stadtentwicklung nicht mehr in den Händen

einer Kollektivität, sondern in jenen einzelnen Figuren“ (465). Der bisherige Gleichheitsgedanke innerhalb der Elite hatte sein Ende gefunden (s. S. 433), und es kam auch zu einer „Schwächung der Vorherrschaft des Senats.“ (431) Es kam zu einem Prestigewettkampf, bei dem die entscheidenden Akteure versuchten, „ihre Rivalen zu übertrumpfen, ...“ (440/1). Augustus setzte dies später gegen Marcus Antonius fort. Mit dem Sieg Octavians entwickelte sich die Politik „immer mehr in eine dynastische Richtung“ (560), nachdem schon vorher zum ersten Mal in der römischen Geschichte „für einen kürzlich verstorbenen politischen Führer ein Tempel errichtet“ (561) worden war, nämlich Caesar. Schließlich zeigte nichts deutlicher den Übergang von der Republik zum Imperium als die Ablösung des Jupitertempels auf dem Kapitol durch den Tempel des Mars Ultor, „der somit zum Hauptheiligtum der Stadt geworden war.“ (617)

Zur Topographie gehören neben den Tempeln auch andere Gebäude, wie z. B. Theater, Wasserleitungen, Straßen wie beispielsweise die *Via Appia*, die der Romanisierung diene und eine allrömische Perspektive ausdrückte (s. S. 263), und vor allem Plätze und Flächen, wie das Marsfeld, das Forum, Hafen und Viehmarkt. Zur topographischen Betrachtung gehört auch das, was dort geschah; so zum Beispiel 354 v. Chr. die „Hinrichtung von 358 Tarquiniern auf dem Forum“ (647), was Gr. folgendermaßen kommentiert: „Merkwürdigerweise haben die neuzeitlichen Gelehrten diese Episode kaum beachtet [...]“ (672, Anm. 2 zu Kap. 11). Die entsprechende Stelle bei Livius (7,19) lautet: *medio in foro omnes virgis caesi ac securi percussi*. 31 Jahre später fand eine ähnliche Aktion statt, nämlich die „Hinrichtung von 225 Volskern auf dem Forum“ (647). Auch Menschenopfer in den

Jahren 228, 216 und 113 v. Chr. verschweigt Gr. nicht.

Wer bereit ist, das nicht unbedingt preiswerte Buch zu erwerben, erhält ein hochinteressantes, gut übersetztes (französische Originalausgabe 2017), gut zu lesendes und spannendes Werk, in dem man ganz zum Schluss auch noch etwas über das „neue Fachgebiet“ (704) der Psycho-geographie erfährt. Über einige kleine Fehler (zum Beispiel liegt Mytilene auf und nicht „bei“ (488) Lesbos, und vorübergehend schreibt man nun mal mit einem -r- und nicht mit 2 wie auf S. 310, 329 und 336) wird der Leser hoffentlich hinwegsehen.

HEINZ-JÜRGEN SCHULZ-KOPPE

Böttcher, E. (2018): Lateinisch sprechen im Unterricht. Praktische Ansätze des „Latine loqui“, V&R Göttingen, 128 S., EUR 15,99 (ISBN 978-3-525-70261-1).

Mit dem vorliegenden Band hat der Vandenhoeck-Verlag (nach dem eher grammatikorientierten Band von Ulrike Bethlehem)¹ bereits nach kurzer Zeit erneut ein Werk zum *Latine loqui* vorgelegt, was das offenkundig wieder stärkere Interesse am Thema bei Latein-Lehrkräften zeigt. Nachdem das Lateinsprechen sehr lange Zeit in der deutschsprachigen Fachdidaktik verpönt war, scheint es mittlerweile glücklicherweise keiner grundsätzlichen Rechtfertigung mehr zu bedürfen, auch aktivsprachliche Elemente im Lateinunterricht zu integrieren. Inzwischen geht es eher darum, interessierten Lehrkräften praktische Materialien anzubieten, die leicht im Unterricht einsetzbar sind. Bei dem Band von Eltje Böttcher (B.) handelt es sich – anders als bei den großformatigen Werk von Ulrike Bethlehem (mit Kopiervorlagen) – eher um ein kleines didaktisches Handbuch,

das zugleich grundsätzlich und praxisorientiert in das Thema einführt, aber auch für erfahrene Lateinsprecher sicherlich noch schöne Anregungen bietet.

In der „Einleitung“ legt die Autorin recht ausführlich die Ziele des *Latine loqui* im Sinne didaktischer Grundprinzipien dar. Hier unterscheidet sie zwischen dem Einsatz zur konkreten Sprach-, d. h. v. a. Grammatikarbeit und der Funktion von Latein als Kommunikationssprache. Trotz des im Grunde innovativen Ansatzes bewegt sich B. doch im Rahmen der traditionellen Fachdidaktik, da ihr Konzept primär auf die Vorbereitung der Textarbeit abzielt (S. 22) und nicht etwa das Verfassen ciceronischer Reden o. ä. intendiert. Auffällig ist ihr vielleicht angesichts aktueller Tendenzen etwas einseitiger Fokus auf der Grammatikarbeit (S. 14; 17f.), obgleich die Wortschatzarbeit mindestens ebenso wichtig ist und besonders gut durch *Latine loqui* unterstützt werden kann. Die vielen Beispiele im Buch zeigen freilich, wie stark gerade das Wortschatzlernen vom Lateinhören und -sprechen profitiert. Zu Recht plädiert B. im Einleitungskapitel im Bereich des Vokabulars für einen Verzicht auf einen allzu einseitigen und wenig praktikablen Ciceronianismus (S. 20), zumal viele Gegenstände des heutigen Alltags im antiken Rom schlicht nicht existierten.

In dem folgenden Kapitel „Lehrerrollen“ behandelt die Autorin eher pädagogische Aspekte, die dem interessierten Neuling in Sachen *Latine loqui* Mut machen: So muss die Lehrkraft nicht unbedingt in der Rolle des allwissenden Experten das Unterrichtsgeschehen komplett kontrollieren – schließlich ist er oder sie trotz aller fundierten Lateinkenntnisse kein lateinischer Muttersprachler. Diese entlastende Grundhaltung sollte gegenüber den Lernenden